

87

## Arbeit.

(Nachdruck verboten.)

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig.

Gourier hob die Arme zum Himmel empor, und es bedurfte des ganzen Einflusses Châtelards, daß er nicht in Trübsinn versiel. Infolge seiner Gelüste von einst, seiner Leidenschaft für die kleinen Arbeiterinnen, war er nun im Alter ein wenig schwachgeistig geworden, was sich unter anderm in großer Schlassucht äußerte. Er schlief überall ein, bei Tisch, mitten im Gespräch, selbst auf der Straße, während eines Spaziergangs. Er schloß in dem resignierten Ton eines besieigten Tyrannen:

„Was wollen Sie? Nach uns die Sündflut, wie viele der unsren sagen. Wir sind abgethan.“

In diesem Augenblick traf, sehr verspätet, der Präsident Gaume ein. Seine Beine waren geschwollen, und er ging mühsam mit Hilfe eines Stocks. Er war nahezu siebzig Jahre alt und erwartete seine Pensionierung, von immer stärkerem verborgenem Abscheu erfüllt gegen die menschliche Gerechtigkeit, in deren Namen er so viele Jahre hindurch geurteilt hatte, sich streng an den Buchstaben des Gesetzes haltend, wie ein Priester, der nicht mehr glaubt und sich nur noch an das Dogma klammert. In seinem Hause hatte sich das Drama von Liebe und Verrat unaufhaltbar, unbarmherzig weiterentwickelt. Nachdem seine Frau sich vor seinen Augen getötet hatte, indem sie ihre Schuld bekannte, hatte seine Tochter das Unheil vollendet, indem sie ihren Mann, durch einen Geliebten hatte töten lassen, um dann mit diesem zu entfliehen. Die listerne und kokette Tochter betrog den Gatten, so wie ihre Mutter den ihrigen betrogen hatte, und verwickelte ihn schließlich in einen Zweikampf, der nicht viel besser war als ein Mord. Durch einen anonymen Brief benachrichtigt, hatte der Hauptmann seine Frau in flagranti ertappt, in den Armen eines großen, kräftigen Menschen, der ihm ein Messer zuwarf, damit sie ihren Handel auf der Straße austrügen. Wie einige wissen wollten, hatte sich der Hauptmann nicht einmal verteidigt, sondern sich einfach töten lassen, voll Entsetzen dieser neuen Welt entfliehend, welche ihm nur Schande und Bitterkeit brachte. Schon seit längerer Zeit war er gesenkten Kopfes umhergegangen, niedergedrückt von dem Untergang alles dessen, was ihm teuer war. Er disutierte nicht mehr, er kämpfte nicht mehr, er sah unthätig dem Siege der Arbeit und des Friedens zu, da er offenbar erkannt hatte, daß die Rolle des Säbels ausgespielt war. Und vielleicht hatte er noch zuletzt seinen ganzen Mut zusammengegrasht, um sich von dem Messer durchbohren zu lassen, dessen Hest seine angebetete, verabscheuungswürdige Frau hielt. So war denn auch dieser entsetzliche Sturm über den Präsidenten Gaume hingegangen; seine Tochter war auf der Flucht und wurde von der Polizei verfolgt, sein Schwiegerjohn war in einer Blutlache gefunden worden und wurde mit durchbohrtem Herzen in die Erde gesenkt; und er war allein zurückgeblieben mit seinem nun schon sechzehn Jahre alten Enkel André, der einzigen Hinterlassenschaft seiner unseligen Tochter, einem zarten, liebevollen Knaben, an welchem das schwergeprüfte Herz des Großvaters mit ängstlicher Liebe hing. Es war nun genug, das rächende Geschick, das irgend ein altes, unbekanntes Verbrechen sühnte, hatte nun wohl endlich seine Wut erschöpft. Und er fragte sich, welcher segensreichen Kraft, welcher Zukunft wahrer Gerechtigkeit und treuer Liebe er diesen Jüngling zuführen sollte, damit sein Geschlecht, geläutert und endlich glücklich geworden, in ihm neu erblühe.

Als nun der Hausherr auch ihm die Frage vorlegte, ob er seine Tochter mit Lucien Bonnaire verheiraten solle, rief Gaume sogleich:

„Geben Sie sie ihm, geben Sie sie ihm, wenn die beiden jungen Leute einander so lieben, daß weder der Widerstand der Familien, noch alle sonstigen Hindernisse sie bewegen können, von einander zu lassen. Nur die Liebe entscheidet über das Glück.“

Gleich darauf schien es ihm aber zu reuen, daß er mit diesem Ausruf einen Blick in seine Seele hatte thun lassen;

denn er verberg nach wie vor seine wahren Gefühle hinter einer starren Außenseite, hinter einem strengen und kalten Anblick. Er fuhr fort:

„Erwarten Sie den Abbé Marle nicht länger. Ich bin ihm eben begegnet, und er bat mich, Ihnen seine Entschuldigung zu überbringen. Er ist zu Madame Zolivet, einer Tante meines Schwiegersohns, berufen worden, um ihr die letzte Oelung zu reichen, da sie im Sterben liegt. Der arme Abbé hatte Thränen in den Augen; er verliert da ein seiner letzten Weichtinder.“

„O, die Pfaffen sollen nur alle verschwinden!“ rief Gourier, der ein unversöhnlicher Feind der Geistlichen geblieben war. „Das ist noch das einzige Gute an der Sache. Die Republik würde noch uns gehören, wenn sie sie nicht hätten an sich reißen wollen. Dadurch haben sie das Volk dazu getrieben, alles zu zerstören und selbst die Herrschaft in die Hand zu nehmen.“

„Armer Abbé Marle!“ sagte Châtelard mitleidig. „Es greift einem ans Herz, wenn man ihn in seiner leeren Kirche ansharren sieht; es ist sehr löblich von Ihnen, Madame Mazelle, daß Sie ihm nach wie vor Wachskerzen für die heilige Jungfrau senden.“

Wieder trat ein Schweigen ein, der Schatten des unglücklichen Priesters zog vorüber durch die sonnige, rosendurchdustete Luft. Er hatte mit Léonore sein geliebtestes und treuestes Pfarrkind verloren. Allerdings war ihm Madame Mazelle geblieben; aber sie war keine wirklich Gläubige, sie betrachtete die Religion bloß als eine Zierde, als ein menschenbeträchtliches Attribut vollwichtigen Bürgertums. Und der Abbé wußte, welchem Schicksal er entgegenging; er sah voraus, daß man ihn eines Tages tot an seinem Altar finden werde, unter den Trümmern der Kirchenwölbung begraben, die schon sehr schadhaft war und die er aus Mangel an Geld nicht reparieren lassen konnte. Weder im Stadthaus noch auf der Unterpräfektur verfügte man über Mittel zu diesem Zwecke. Er hatte sich an die Gläubigen gewendet und hatte mit großer Mühe einen lächerlich unbedeutenden Betrag zusammengebracht. Nun erwartete er resigniert den Zusammenbruch, fuhr fort, den Gottesdienst zu versehen, scheinbar ohne Bewußtsein der Gefahr, die über seinem Kopfe schwebte. Seine Kirche leerte sich, sein Gott schien langsam zu sterben, und er wollte mit ihm sterben, wenn das alte Gotteshaus eines Tages auseinanderborst und das große Christusbild an der Wand ihn mit seiner Wucht erdrückte. So würde er dann mit ihm in dasselbe Grab sinken, in die Erde, wohin alles zurückkehrt.

Madame Mazelle war übrigens durch ihren eignen Kummer viel zu sehr in Anspruch genommen, um sich in diesem Augenblick mit dem traurigen Schicksal des Abbés Marle zu befassen. Wenn diese Sache nicht bald ein Ende nahm, so fürchtete sie, ernstlich krank zu werden, sie, die ihrer namenlosen Krankheit so viele Stunden der Zärtlichkeit und Verhätzelung verdankte. Ihre Gäste waren nun vollzählig, und sie hatte ihren Fauteuil verlassen, um den Thee einzugießen, der in den durchsichtigen Porzellantassen dampfte, während ein Sonnenstrahl die kleinen Kuchen vergoldete, die appetitlich und in reicher Zahl die Gasteller füllten. Sie schüttelte den Kopf, mit schmerzlichem Ausdruck auf ihrem vollen, friedlichen Gesicht.

„Was Sie auch sagen mögen, verehrte Freunde, diese Heirat scheint mir eine wahre Katastrophe, und ich kann mich nicht dazu entschließen.“

„Wir werden noch warten,“ sagte Mazelle. „Wir werden Louisens Geduld erschöpfen.“

Aber die guten Leute verstummten erschrocken, als sie plötzlich Luise selbst am Landeneingang zwischen den sonnenbeschieneenen Rosen stehen sahen. Sie hatten geglaubt, sie sei in ihrem Zimmer, auf der Chaiselongue ausgestreckt, an der geheimnisvollen Krankheit leidend, die nach dem Ausspruch des Doktors Novarre bloß der geliebte Mann heilen konnte. Sie mochte wohl ahnen, daß hier über ihr Schicksal entschieden wurde, hatte rasch ihre schönen schwarzen Haare aufgesteckt, war in einen weißen Schlafrock mit kleinen roten Blumen geschlüpft und herabgeekilt. Nun stand sie da, tief atmend vor leidenschaftlicher Erregung, reizend anzusehen mit ihrem feinen Gesichtchen, mit den etwas schiefgestellten schwarzen

Augen, deren munteres Blitzen selbst der Nummer nicht ganz hatte überschatten können.

„O Mama, o Papa, was sagt Ihr da? Glaubt Ihr denn, daß es sich bei mir bloß um eine Kinderstube handelt? Ich habe Euch erklärt, daß ich Lucien zum Mann haben will, und Lucien wird mein Mann werden.“

Mazelle, durch diese Ueberrumpfung fast besiegt, wehrte sich gleichwohl noch.

„Aber, unglückseliges Kind, bedenke doch. Unser Vermögen, das Du einmal erben solltest, ist bereits vermindert, und Du wirst vielleicht eines Tages ohne Geld dastehen!“

„Sei doch nur vernünftig“, fügte Madame Mazelle in dringendem Tone hinzu. „Mit unserm Gelde, wenn es auch vermindert ist, kannst Du noch immer einen sehr wohlhabenden Mann bekommen.“

Da brach Luise heftig und zugleich in fröhlichem Uebermut los:

„Ich mache mir nicht so viel aus Eurem Geld! Ihr könnt es behalten, Euer Geld! Wenn Ihr es mir mitgäbet, Euer Geld, so würde Lucien mich nicht nehmen! Warum denn Geld? Wozu braucht man Geld? Doch nicht, um sich zu lieben und glücklich zu sein? Lucien wird verdienen, was wir brauchen, und wenn es nötig ist, werde ich auch verdienen. Das wird wundervoll sein!“

Sie rief das mit solch jugendlicher Kraft, solch zuversichtlichen Feuer hinaus, daß ihre Eltern, in dem Glauben, sie sei nahe daran, den Verstand zu verlieren, sich beeilten, ihre Zustimmung zu geben, um sie zu beruhigen. Sie waren übrigens auch nicht die Leute, um noch länger zu widerstehen, denn sie wollten vor allen Dingen wieder Ruhe und Frieden um sich haben. Der Unterpräfekt Châtelard, der Bürgermeister Gourier und der Präsident Gaume waren, ihren Thee schluckend, mit einigermaßen verlegenem Lächeln dieser Scene gefolgt, denn sie fühlten, daß die freie Liebe dieses ungestümen Kindes sie alle wegblies wie Strohhalme. Man mußte wohl zulassen, was man nicht verhindern konnte.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Die Wahrheit erscheint im Kampf gegen die im Verborgenen spinnende Politik oft in dem beschimpften Kleide der „Indiskretion“. Das Kleid ist wirklich häufig nicht allzu reinlich, und democh adelt ihre Niedrigkeit der eine Umstand, daß eben eine Wahrheit in ihr steckt, die nach der Oeffentlichkeit schrie und in anstößigen Gewand aus dem Dunkelverließ austrat. Die Indiskretion ist eine der gefährlichsten Mächte für herrschende Systeme, die der Verheimlichung und des Verhehlens nicht entzogen werden können, weil sie von des Dunkels Gnaden überhaupt nur leben. Die Indiskretion entlarvt die Heuchler, sie stürzt verrottete Herrschaft, sie enthüllt aller Welt nünftig drohende Gefahren, sie schafft Licht über verderbliche Pläne und Mänke. Und darum wird die Indiskretion seit jeher von denen am tollkühnsten gehaßt und am heftigsten beschimpft, die — sie nicht vertragen können. Gewiß, die Indiskretion hat nicht die sittliche Würde der Wahrheit, sie ist oft schlimm bemakelt und besleckt, aber sie führt zur Wahrheit, sie bahnt der Wahrheit den Weg, und darum ist sie im Recht, mag auch Form und Werkzeug unrein sein.

Die vorzeitige Veröffentlichung des Polltarifs war durch eine dieser bedeutsamen Indiskretionen erzwungen worden, und die Indiskretion bewährte sich auch hier objektiv als rettende That. Gerade darum aber entzündeten die Interessenten der Heimslichkeit ihre Schmäher und Schergen, und sie hatten sogar diesmal einigen Erfolg: Die Spur leitete zu einem jener journalistischen Geschäftskreise, die den Nachrichtenhandel im großen betreiben. Gewiß hat diese Industrie nichts mit dem höheren Beruf des Journalisten zu thun, der für Meinungen kämpft und Aufklärung verbreitet, aber zum heutigen Preßbetrieb gehören nun einmal wie die Soldaten der Feder, auch die Marktender, die Nachrichten verschleifen. Auch von jenem selbstlosen Idealismus, der oft der socialdemokratischen Presse ermöglichte, bedeutame Coullissenpläne zu enthüllen, ist dieser gewerbsmäßige Handel mit Geheimartikeln weit entfernt. Es ist eben kein besonders erbauliches Gewerbe, aber durchaus nützlich und unentbehrlich, so lange es den Regierungen nicht gefällt, das Woll wissen zu lassen, was mit ihm beabsichtigt wird. Außerdem bietet die Affaire insofern nichts Neues, als seit geraumer Zeit auf solchem Wege Entwürfe des Bundesrats in die Oeffentlichkeit kommen. So wurden wichtige Vorlagen von großen Blättern, wie der „Kölnischen Zeitung“, im ersten Abdruck veröffentlicht, so kam Jahr für Jahr der Budgetentwurf stückweise ans Tageslicht. Auch darin ist nichts Verwunderliches zu finden, daß der eigentliche Besitzer des Schatzes sich Mittelspersonen bediente, um das wertvolle Material möglichst vorteilhaft an Zeitungen zu verhandeln. Geschäft ist Geschäft, und es ist schließlich noch vergleichsweise höchst anständig, wenn man zuverlässige und für die Oeffentlichkeit wichtige Mitteilungen, seien sie auch nur natürlich er nicht

legitimer Geburt, gegen bares Geld verhöbert, als wenn man Gesinnungen und Ueberzeugungen an Machthaber und Kapitalisten gruppen verschadert, den Junkern Brotwückerprofite oder den Industriellen Knebelgehege für die Arbeiter unter Mißbrauch des Wortes und Prostitution des Gedankens zuzuschlagen sucht.

Aber eine außergewöhnliche Erscheinung ist diesmal doch bei der Verhöberung des Polltarifs zu beobachten, eine Erscheinung, die zeigt, daß die Korruption der bürgerlichen Presse unaufhaltsam fortschreitet. Auch der lumpigste Journalist pflegte bisher das Redaktionsgeheimnis zu wahren, er hielt strengstes Stillschweigen über die Gewährsmänner, die ihm Mitteilungen zutrug, und die Achtung war dem Kollegen gewiß, der dieser Sitte zuwiderhandelte. Zu der That, das Redaktionsgeheimnis gehört zu den vornehmsten unverbrüchlichsten Pflichten des Journalismus. In ihm liegt ein gut Teil der großen und nützlichen Macht der Presse. Es erweckt das Vertrauen und ermöglicht es, daß ihr Kenntnis von Dingen wird, deren Veröffentlichung von wichtigstem Allgemeininteresse ist. In der Unfreiheit unsers Staatslebens, in dem herrschenden System des Ausschlusses der Oeffentlichkeit, bildet das Redaktionsgeheimnis ein unendlich wertvolles Gegenmittel. Alle Korruption könnte in strafloser Sicherheit wuchern, wenn man zur Presse nicht das Vertrauen hätte, daß sie das ihr geschenkte Vertrauen nicht brechen würde. Das Volk wäre schutzlos allen Ueberumpelungen ausgesetzt, wenn nicht jeder, der sich zur Presse flüchtet, sicher wäre, daß er vor ihr nicht ausgeliefert wird.

Es war dem „Revolutionär“ der bürgerlichen Presse, dem alles verdammen „Lokal-Anzeiger“, in der Farblosigkeit seines Gemüths vorbehalten, auch mit diesem letzten Stück journalistischer Gesittung zu brechen. Ein Journalist bietet ihm gegen ein nicht einmal allzu hoch bemessenes Honorar die Veröffentlichung des Polltarifs an; er lehnt das Anerbieten ab. Es mag dahin gestellt sein, aus welchen Gründen ein Blatt, das seinen Ehrgeiz darin setzt, mit der indiskreten Veröffentlichung von Kaiserreden die ganze Konstitution zu schlagen, diesmal heroisch auf die ihm angebotene Sensation Verzicht leistete. Möglich, daß Herr Scherl mit seinen letzten Indiskretionen oben böses Blut gemacht hat und daß er nun durch eine so ungewöhnliche Enthaltensart wieder Verzeihung zu erlangen trachtete. Möglich auch, daß August Scherl annahm, seine Leser verständen doch nichts von den langweiligen Zahlen des Polltarifs — also daß sich die 1000 Mark nicht lohnten. Aber daß das Blatt in seinem Drange, sich in Eunst zu setzen, geradezu Polizeidienste verrichtete und unter sämmtlichem Bruch des Redaktionsgeheimnisses verraten würde, daß ihm jener Journalist das Anerbieten gemacht hätte — das hätte man selbst bisher in der Scherl'schen Fabrik für unmöglich gehalten. Selbst eine vorausgegangene Provokation kann ein solches unerhörtes Verfahren nicht rechtfertigen. Herr Scherl soll über ungezählte Millionen verfügen; dank seinen Inserateneinnahmen und seiner glücklichen Spekulation auf die Dummheit und Niedrigkeit des Lesepöbels ist es ihm gelungen, die öffentliche Meinung in Berlin, ja in Deutschland so ziemlich zu monopolisieren. Alle Schriftsteller sind von ihm abhängig, denn er bezahlt die höchsten Preise und seine Fabrikate haben die weiteste Verbreitung. Ob der Corpsgeist der Scherl'schen Ritter von der Farblosigkeit wohl sich gegen den neuesten Frevel auflehnen wird? Arbeiter würden nach solchem Vorkommnis einfach die Türe sperren — Herr Scherl wird aber nicht das Schicksal beklagen, daß kein Publizist mehr für ihn arbeitet, kein Redacteur sich findet, der bereit wäre, in seinem Dienst zu treten, niemand ihm mehr Informationen zuträgt. Sie werden ihm alle treu bleiben, höchstens, daß die Wissenden von Indiskretionen künftig vorsichtiger sein werden. Es ist ja gefährlich, auf das Redaktionsgeheimnis des „Lokal-Anzeigers“ zu bauen. Man giebt dort die Namen preis, auch wenn nicht einmal ein Zeugniszwangs-Verfahren mit der Aussicht auf sechs Monate Haft droht!

Darüber aber besteht kein Zweifel, daß der letzte Streich des „Lokal-Anzeiger“ seine hohen und höchsten Leser außerordentlich entzünden wird. Denn im Redaktionsgeheimnis fürchten die Interessenten vom Geheimnis existierenden Herrschaften mit Recht eine feindliche und gewaltige Macht, vor der sie zittern müssen. Darum versuchen ja die Anwälte der bestehenden Ordnung immer aufs neue und mit allen Mitteln, namentlich die socialdemokratische Presse zur Preisgabe des Redaktionsgeheimnisses zu veranlassen. In dem Poller-Paragrafen des Zeugniszwangs-Verfahrens besteht man auf alle Fälle ein Mittel der Gewalt, das allerdings einem socialdemokratischen Redacteur gegenüber völlig untauglich ist; der läßt sich lieber in Stücke reißen, als daß er das in ihn gesetzte Vertrauen täuscht. Neuerdings versucht man es denn auch mit List oder Ueberredung. Man appelliert an das Ehrgefühl, es sei Anstandsspflicht, Namen zu nennen. Der ganze komplizierte Apparat der Humenbriefprozesse ist lediglich zu dem Zweck aufgebaut worden, um die socialdemokratische Presse zur Nennung ihrer Gewährsmänner zu verleiten. Man stellt sich, als ob man die Humenbriefe für Fälschungen hält — während natürlich niemand wirklich an ihre Unechtheit glaubt — nur um den angeklagten Redacteur zu verlocken, die Echtheit durch Nennung der Abiener zu beweisen. Oder man erzählt uns, es sei doch unsre sittliche Pflicht, Soldaten, die sich selbst schlimmer Schandthaten rühmen, der Unteruchung und der Bestrafung preiszugeben. Auch diese Lodung verfährt uns nicht. Es liegt uns gar nichts daran, daß einzelne Sündenböcke für ein abscheuliches System büßen müssen, und wir

leimen ja auch den ganzen Zweck der Übung: Man will das Publikum abschrecken, uns Vertrauen zu schenken, deshalb, wünscht man, sollen wir die uns dem Namen nach bekannten Soldaten ans Messer liefern, damit fürderhin niemand mehr wage, uns Hummerbriefe und sonstige Zeugnisse von der Zeiten Kammer anzuvertrauen. Vergebliche Spekulationen!

Es steht überhaupt den Funktionären der herrschenden Staatsordnung außerordentlich gut zu Gesicht, sich sittlich zu entkräften. Im besonderen ist auch der moralische Jörn über Indiskretionen äußerst komisch. Jörnig zu sein, haben sie schon allen Anlaß, nur nicht aus moralischen Antrieben. Gelingt es, ein Regierungsgeheimnis der Öffentlichkeit zu übermitteln, so ist allerhöchstem Falls irgendwo ein Vertrauensbruch begangen, der unter Umständen, wenn er nicht aus persönlich materiellen Interessen hervorgeht, sogar eine hohe sittliche Wertung beanspruchen darf. Dieselbe Behörde aber, die sich jetzt, sehr entkräftet, amtlich mit der Ermittlung von Indiskretionen und Vertrauensbrüchen befaßt, unterhält selbst Schaaren von Agenten, die dafür bezahlt werden, daß sie sich in das Vertrauen sozialdemokratischer Arbeiter einschleichen, nur um es gegen klingende Münze zu verraten. Als unsre Partei unter dem Sozialistengesetz von Spiegeln und Lochspiegeln umringt war, erkund uns die Rettung in den „Indiskretionen“ der eisernen Maske. Die eiserne Maske kannte jeden Spiegel, nicht selten bestete sie Leute an den Pranger, denen niemand Beziehungen zur Polizei zutraute, aber die eiserne Maske irte sich niemals, und wenn sie das Urteil sprach, der war von Rechts wegen gerichtet. Wer möchte bestreiten, daß dieser eiserne Maske höchste sittliche Würde zuzuerkennen ist, obwohl ihr ganzes Thun aus — Indiskretionen bestand!

Auch heute ist die Polizei bemüht, Agenten in unsrer Partei zu gewinnen, trotzdem wir doch gar nichts zu verheimlichen haben und unsre Angelegenheiten in aller Öffentlichkeit betreiben. Zumeist sucht sie auf ganz unauffällige Weise unsre Parteigenossen zu gewinnen. Sie fordert zunächst von dem, den sie in Aussicht genommen, höflich irgend eine an sich ganz harmlose Information, verspricht ihn für seine Bemühungen zu entschädigen, oder auch sie erklärt sich nur liebenswürdig zu Gegendiensten, zu polizeilichen Auskäufen und dergleichen gern bereit. Wer sich zu diesem ersten Schritt verlocken läßt, um den ist es geschehen. Bald verlangt man mehr von ihm, und, einmal in das Netz verstrickt, kann er nicht mehr heraus. Das polizeiliche Spiegelswesen vervollkommenet, so täppisch es zumeist ist, bisweilen auch seine Methoden. So erschien z. B. vor einiger Zeit in einer gemüthlichen Gesellschaft von Parteigenossen ein Freund, der sich erbot, Amateuraufnahmen zu machen. Das wurde mit Dank angenommen, doch bald erfuhr man, daß der gefällige Photograph — in Diensten der Polizei stand.

Es ist nicht unzeitgemäß, an solche Dinge zu erinnern. Vielleicht mähigt das ein wenig die ebenso unbescheidene wie unberechnigte Entrüstung über die illegitimen Veröffentlichungen von Regierungsvorlagen. Auch an den berühmten gewordenen Commis D. in Luzern mag man bußfertig denken! — J o c.

### Kleines Feuilleton.

th. Die Proben. Mit einem Jubellaut lief die junge Frau zu den Fenstern und zog die Jalousien hoch: „Zu Hause! Gott sei Dank, daß wir wieder zu Hause sind!“ „Ja, Zeit wurde es ja“ — der Mann war etwas langsamer nachgekommen, er setzte die Tasche und das Kofferchen aus der Hand und warf sich in einen der weichen Polstersessel. Mit einem sehr zufriedenen Blick überfahnte er den schönen, großen, eleganten Salon: „Habe ich's aber nicht gleich gesagt. Bleib' zu Hause, wir machen von hier aus Partien? Aber nein, es mußte ja Sommerwohnung sein. Wödsjüm! man hat hier seine schöne bequeme Wohnung und vertrieht sich da in solch' Loch!“

„Ach, und daran bin ich wohl schuld? Ja?“ — sie drehte sich um und kam an den Tisch zurück.

„Du nur nicht so, als ob Du nicht fortgewollt hättest. Wer war denn gleich Feuer und Flamme für Tegel? Ich doch nicht.“

„Da Du einmal fort wolltest, war Tegel noch das Beste.“ Er brummte.

Sie hatte unterdessen Hut und Jackett abgelegt und war vor den hohen Pfeiler Spiegel getreten; ohne sein Geknurr zu beachten, zapfte sie an ihren Locken, dann drehte sie sich plötzlich um:

„Und überhaupt, wenn wir nur anders gewohnt hätten, dann wäre es gar nicht so ungemüthlich gewesen. Hättest Du nur in der großen Villa gemietet, da blieb man in vornehmer Umgebung. Die Bude bei dem Maurer, die war ja zu ordinär.“

„Aber auch zwanzig Mark billiger.“

„Na ja, das war noch das einzige, und teuer genug war's auch noch so. Dreißig Mark für das Loch — wenn ich bloß daran denke.“

„Ein Loch war es, stimmt!“ Er nickte.

Sie ging im Zimmer umher und rückte an den Rippefsachen: „Rein, bin ich froh, daß ich wieder unter meinen Sachen bin, meinen schönen Sachen! Die liehnenen Möbel da, das war ja gräßlich!“

„Ja, ein Paneelesofa kannst Du bei einer Maurerfamilie nicht erwarten!“

„Rein, natürlich nicht“ — sie lächelte — „aber wirklich, solche unschöne Umgebung macht mich ganz krank, und diese schredlichen Stühle da, jetzt kann ich doch mal wieder auf einem richtigen

hochtechnigen Ausbaumstuhl sitzen.“ Sie rückte sich einen an den Tisch heran:

„Was unsereiner sich kann auf den Korridor stellen würde, das finden die noch schön genug für ihre guten Stuben, wenn ich bloß an die Bilder denke!“

„Die beiden Landschaften — ach ja“ — er lächelte auf — „Deine besondere Freude!“

„Na, sie waren doch aber auch geradezu schönlich — die Bäume sahen ja direkt giftgrün aus, und dann das himmelblaue Wasser! Die Moller war aber stolz auf die Bilder!“

„So? Anspruchslos Frau!“

„Ja, nicht wahr? Wenn ich auch so wäre!“ Sie lächelte kokett. „Ich hänge mir natürlich 'n Selbstbild hin.“

„Jeder kann sich aber kein Selbstbild kaufen!“

Sie wollte erst ein wenig schmollen, dann aber lächelte sie wieder. Er stimmte in ihre Heiterkeit ein. Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, dabei streckte er die Arme aus und dehnte sich behaglich.

„Na, und dann die gute Stube der Moller; einmal hatte ich doch Wasser über die Tischdecke gegossen, hat sie Dir ein Gesicht gezogen, als ob's ungefähr unsre gute Pflischdecke wäre, dabei kostet so'n Ding, wie sie hat, höchstens fünfzehn Groschen.“

„Das Gesichterziehen hatte die überhaupt raus.“

„Jawohl, das hatte sie. Daß Du auf dem Sofa Mittagsruhe hieltest, paßte ihr auch nicht. Vorgerstern war doch von Deiner Stiefelr Sand auf den Sig gekommen, hat sie eine Rede gehalten, immer so durch die Blume. Eigen hielt sie sich ihre Wirtschaft, dafür hätte sie sich die Sachen schwer erworben; zehn Jahre hätte sie gewaschen, um das alles anzuschaffen; wenn ihr Mann nicht vom Gerüst gefallen wäre, hätte sie überhaupt nicht vermielet. Na und so weiter. Ich hab' sie ruhig reden lassen.“

„Sehr vernünftig!“ Er brannte sich eine Cigarre an und trat an seinen Schreibtisch. Sie stand gleichfalls auf: „Ja, und dann gehe ich wohl und kümmer mich mal um eine Wirtschaft. Meine Wirtschaft — wie das klingt. Rein, weißt Du, daß wir raus sind aus der Umgebung, das ist ja zu schön — zu schön!“

— In der niedrigen Stube zu Tegel steht die Maurerfrau und hält die Tischdecke an das Licht: „Ehleste und Stearin haben sie mir auch drauf getropft — und de Troddeln sind abgerissen, nee ich sage — wenn se nu wenigstens die Troddeln aufgehoben hätten, jetzt kann ich mir das Ding ohne Troddeln hinlegen.“

Der Mann kommt langsam an seinem Krüdstod hereingetappt: „Na was haste denn nu schon wieder? Nu ärgere Dir doch man nich so. Du bist ja die Jesellschast nu los.“

Die Frau schludert beinahe: „Jawoll, ärjere Dir nich, da soll ich mir wohl nich ärjern? Von'n Schrank is alles abgestoßen und nu haben se mir die Tischdecke auch noch verdorben. Aber der Väcker hat ganz recht, so sind de Sommerjäste, hier kommen se raus und spielen sich als de Feinen auf und nicht is ihnen jut genug, und denn verhungern sie einem die schwer erworbenen Sachen, so'ne Jesellschast, nee ich sage, so'ne Jesellschast!“ —

### Völkerrunde.

— Völker-Spinnamen. Mit Spinnamen haben sich, schreibt die „Aöln. Ztg.“, seit uralten Tagen Familienglieder, Bekannte und Freunde, Dörfer und Städte, Landschaften und ganze Völker liebevoll bedacht. Die germanischen Völker, deren Eigenart am tiefsten im Humor wurzelt, haben darin immer ein Erkleckliches geleistet. Bald größere, bald kleinere Gruppen hat der Volksmund schon früh mit Spinnamen belegt. Manche sind Beinamen geblieben, manche bis zu Eigennamen erwachsen. Der Ursprung einiger wird von dem Wisz und der Sage selbst erklärt, wie z. B. der Ursprung der sechs Schwabennamen Seehas, Wlischwab, Restelschwab, Spiegelschwab, Knöpfelschwab und Gelsfäpfer. Für den siebenten nur, den Allgäuer, hat sich kein würdiges Weivort finden wollen, obgleich „ein grober Allgäuer Bauer“ das ganze Mittelalter hindurch gang und gäbe war. Andre haben eine bestimmte kulturhistorische Unterlage, wie der Jahrhundert hindurch übliche Spinname Geselesfresser für die Schlesiener und Berchtesgadener, weil sie in altgermanischer Zeit statt der Pferde Esel zu ysfern, das heißt gemeinsam festlich zu verzehren pflegten. Dieser Spinnname, den auch noch andre führten, hatte damals durchaus keine verlegende Bedeutung; Esel kam in alten Urkunden oft als ehrenwerter Beiname vor. Andre alte Spinnamen gehen auf den hervorragenden Hauptzug eines Stammcharakters ein, wie vielleicht die blinden Hessen, weil sie tollkühn, wie blind in den Kampf gingen. Auch blinder Schwab ist gebräuchlich. Gewöhnlich nennt man aber einen, der nicht sieht, was vor seinen Augen ist, einen blinden Hesen, Die Sachsen hießen einst sprichwörtlich in Oberdeutschland die wilden Sachsen oder allgemeiner die Sachsenlerls. Das geht wohl bis auf die Zeit zurück, da die Franken die Sachsen mit dem Schwert vergebens zur Unterwerfung zu zwingen suchten. Den Schwaben, Franken und Ostreichern galt im frühen Mittelalter der Sachse oder Niederdeutsche für herb, handfest, roh, aber auch für ehrlich und bieder, Wenig beliebt waren vor Zeiten die Wäheren bei den übrigen deutschen Stämmen. Sie hießen die „lörschen“ Wäheren, die thörichten. Aber auch noch andre, schlimmere Beinamen gab man ihnen: räuberisch, geizig, rauh an Sprache, „wie ein Däse“, gefräßig, trunksüchtig, obsson ihr Trank Birnenmost war oder ein Wein, von dem man sagen durfte, wie es in Hugo v. Trimbergs Renner heißt, „daß beirich Win, Zuben und jung Wöwefin aller best sin in der Jugent“. Gelobt wurden übrigens an ihnen von jeher ihr kriegslustiger

Ein und ihre guten Schwertler von norischem Eisen. Die gegenseitige Spottlust der einzelnen Stämme und Völker untereinander ist sich immer gleich geblieben. Mit besonderer Wohlgefallen legt man die Spitznamen nach den Nationalgerichten oder -getränken bei. So nennet man noch heute die Bayern Bierbayern, die Sachsen, d. h. die Bewohner des heutigen Königreichs Sachsen, Kaffeefachsen. Letztere im Hinblick auf ihren berühmten Blümlchentasse. Die Sachsen führen besonders in Bayern und Preußen den Spottnamen Kaffeefachsen. Eigentlich mit großem Unrecht, denn die Preußen verehren den Kaffee weit mehr, wie die allgemeine sächsische Sitte beweist, bei künftigen Studenten und gemahlenen Kaffeemitzunehmen, sich im Wirtshaus lochendes Wasser und Geschirr geben zu lassen und selbst Kaffee zu kochen. Die Sachsen haben sich ebenso höflich als freundlich in den Spitznamen revanchiert, mit denen sie die Preußen verehrten. Großmäuler, besonders auf die Berliner angewandt, ist der wohlwollendste davon, dem sich in demselben Sinne Bündnadeln schauzen anschloß. Sandlischer und Wettelpreußen, die einst auch üblich waren, wiesen wohl auf die Zeit zurück, da das Königreich Sachsen noch die sandige und landwirtschaftlich arme Mark Brandenburg zum Grenznachbarn hatte. Die Dänen führen in Deutschland den Spitznamen Hammemam oder Hahnemam. Die Hermanduren, die heutigen Sachsen und Thüringer, wurden einst als Klotzesser verspottet, weil sie gern Mehlköße aßen. Die Thüringer aßen auch die Heringe mit Vorliebe, weshalb sie früher „Heringsnasen“ als Spitznamen erhielten. An der Thüringen zugewandten Nordseite der alten Stadtkirche zu Saalfeld ist dieses Schimpfzeichen, die Heringsnase, noch in Stein gehauen zu sehen. Die von den Leibspeisen der Völker hergeleiteten Spitznamen sind auch auf die lustige Person des Volksheerführers übertragen worden. Auf diese Art sind der Hans Wurst der Deutschen, der Pöfelhering der Holländer, der Jean Potage der Franzosen, der Jack Budding der Engländer und der Maccaroni der Italiener entstanden. Ein beliebter Spitznamen für die Engländer ist Beef, auch wohl Beefzeters, Rindfleischesser. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

— Der „Naphtha-Bacillus“. W. Scheilo macht in einer in Waku erscheinenden Zeitschrift der Naphtha-Industrie Mitteilungen über bakteriologische Untersuchungen von Naphtha. Die „Frankf. Blg.“ berichtet hierüber: Scheilo hat in gelb gewordenem Sterofin, nach Waschen desselben mit Wasser, fingerunde, selten längliche, im Innern bald grünlliche, bald nur einen schwarzen oder glänzenden Punkt enthaltende Mikrocoecen entdeckt. Diese Coccen fand er gleichfalls später in allen Naphthaprodukten, die durch Destillation gewonnen, mit Schwefelsäure und Nagnatron behandelt waren, wie auch in direkt in den Bohrungen entnommener Roh-Naphtha. Er teilt die Coccen in drei Kategorien, obwohl er nicht behaupten will, daß es drei verschiedene Arten sind; die Differenz in Größe und Farbe kann auch durch das Entwicklungsstadium bedingt sein. Scheilo behauptet, daß sich die Coccen aus Sporen entwickeln und von verschiedenen, dem Naphtha zufällig beigemengten Stoffen nähren, bis diese Stoffe angezehrt sind; als Produkt der Coccen bezeichnet er das Naphtha. Sind alle andren Nährstoffe erschöpft, dann nähren sich die Coccen von ihrem eigenen Produkt, dem Naphtha, und vegetieren weiter. Bezeichnend für die ganze Hypothese ist, daß die Coccen erstens unbeweglich sind, zweitens in reinem Naphtha oder dessen Produkten, ohne Anwesenheit von Wasser, unter dem Mikroskop nicht sichtbar sind, d. h. ein Delfed triibt nur das Gesichtsfeld.

Schon vor Jahren hat man von andrer Seite beobachtet, daß dort, wo Naphtha oder dessen Produkte zusammen mit Wasser der Luft und Sonne ausgesetzt waren, z. B. in Pfützen bei den Quellen und Bohrungen, offenen Bajjins u., sich rotbraune Partien bemerkbar machten, die man immer für in Wasser suspendierte Deltropfchen oder in Öl suspendierte Wassertröpfchen und Gas- oder Luftblasen hielt. Eine Mischung von etwas Roh-Naphtha und Sterofin, beide für sich, mit Wasser ergab beim Naphtha den angegebenen, rotbraunen Saß an der Kontaktfläche von Wasser und Öl, der sich unter einer starken Lupe als in Wasser suspendierte Deltropfchen herausstellte. Da das Sterofin nicht gelb war, hatte ich auch nur einen weißen Saß, der ebenfalls aus Sterofintröpfchen, von Wasser umgeben, bestand. Läßt man diese Mischungen an der Sonne stehen, so werden sich dazu noch Luftbläschen gesellen. —

**Geologisches.**

— Ueber das Vordringen des nordischen Inlandeises in die Grafschaft Glatz sprach Landesgeologe Dathe in der letzten Jahresversammlung der „Deutschen Geologischen Gesellschaft“ zu Frankfurt a. M. Der „Globus“ berichtet über den Vortrag: Nachdem Dathe bereits bei früheren Gelegenheiten die Südgrenze des nordischen Diluviums im Fiergebirge, Waldenburger und Reichensteiner Gebirge festgestellt und sogar südlich des Riesengebirges in der Landshuter Pforte zwischen diesem Gebirge und dem Reichensteiner Gebirge aufgefunden hatte, zeigen seine neuesten Untersuchungen, daß das nordische Inlandeis nicht bloß an den Fuß dieser Gebirge reicht, sondern durch das Warthaer Gebirge bis tief in das Kesselland der Grafschaft Glatz vordrang. Die Hauptgletscherzunge folgte der Glatzer Reihe bei einer Längserstreckung von über 20 Kilometern westlich von Glatz, wo mächtiger Gletschiebelehne mit zahlreichem nordischen und einheimischen geschrammten und gekritzten Gletschieben als Grundmoräne in großer Ausdehnung unter dem Lößlehm verbreitet ist. Der zurückgelegte Weg dieser Gletscherzunge ist

im Reizelthal durch einzelne große erratiche Blöcke, Partien von diluvialen Sanden und Gletschiebelehne noch jetzt deutlich sichtbar gemacht. Von diesem Hauptarme zweigte sich bei Biersdorf eine breite Gletscherzunge ab, die Dathe den nordwestlichen Gletscher nennt. Der Hauptarm dieses Gletschers reicht 16 Kilometer weit bis ins alte Steinthal, wo große nordische Blöcke in den Steinschottern die Endmoräne bezeichnen. Dathe schreibt dem Inlandeis an dieser Stelle eine Maximalmächtigkeit von 400 Meter zu, denn einzelne Gletschiebe-Lehmportien, die sich noch erhalten haben, liegen 380 bis 400 Meter hoch. Ob dieser Arm das Ursteinthal überschritten hat, ist ungewiß. Kleinere Gletscherzungen drangen bei Herzogswalde, Niklasdorf und Briesnitz in die Seitenthäler des Warthaer Gebirges und schoben sich bis in die Pässe, welche in die Grafschaft führen, vor, und endlich folgte eine letzte Gletscherzunge der Tiefenlinie zwischen Warthaer und Reichensteiner Gebirge, wovon die westlich vom Reudeder Paß aufgefundenen großen nordischen Blöcke Zeugnis ablegen. —

**Humoristisches.**

— O diese Kinder. „Um Gottes Willen, die Milch, der Honig! Du Lausbub, was hast Du denn in der Speisekammer zu thun?“ — „Die Mütze hat gesagt, wir sollen gelobtes Land spielen!“ —

— Voshast. Wirt: „Was glauben Sie? Meine Weine sind Gemisch unterkocht, da finden Sie keine Bazillen drin!“ Chemikant sagt: „Das kann ich den Tierchen durchaus nicht verdenken!“ —

— Im Jahre 2000. (Zeitungsnotiz.) Endlich hat der Magistrat beschlossen, das Pferd, dieses lästige Verkehrs-hindernis, für sämtliche Straßen zu verbieten. — (Flieg. Bl.)

**Notizen.**

— „Die Musil“ bestellt sich eine Halbmonatsschrift, die vom Herbst ab bei Schuster u. Loeffler erscheinen wird. —

— „Das Couplet“, eine neue Zeitschrift für Variétés-Künstler, erläßt ein Preisausschreiben für die besten complete-artigen Einfendungen. Alles Nähere teilt der Verlag (Charlottenburg, Kantstr. 42) mit. —

— Die Hoffnung auf Segen“ von Hejermann wird die erste Novität des Deutschen Theaters sein; das Stück wird am 7. September in Scene gehen. —

c. Die Zahl der verschiedenen Arbeiterberufe in Paris beträgt nicht weniger als 1216. Diese Zahl hat sich bei der Anstellung der Liste der Arbeitersyndikate für die nächsten Wahlen zu den Pariser Arbeiträten, die die Seine-Präfektur vornehmen mußte, ergeben; mehrere von diesen lassen noch eine gewisse Anzahl verschiedener Berufe zusammen. Die Metalle und verschiedenen Industrien zählen 370 Berufe, die Webereien 257, die chemischen Produkte 386 und das Baufach 203. Das Ganze dieser Pariser Berufe umfaßt eine Armee von mehr als 500 000 Arbeitern. —

— Eine merkwürdige Quelle wurde bei dem Orte Verse in der Nähe des Vadeortes Vichy am Allier in 115 Meter Tiefe erbohrt; sie bietet eine an das Verbalten der Geiser erinnernde Erscheinung dar. Sie sprudelt nicht monsgerecht, sondern nur dreimal im Verlaufe von 25—27 Stunden. Wenn ein Ausbruch bevorsteht, so hört man in dem Rohre, das in das Bohrloch eingelassen worden ist, zuerst ein leichtes Brausen, dann wird das Geräusch stärker, es erfolgt an der Oberfläche eine reichliche Entwicklung von Kohlenäuregas, und plötzlich sprudelt das Wasser in Form einer gewaltigen Garbe empor, die in wenigen Augenblicken eine Höhe von von 7—8 Metern erreicht. Der Ausbruch dauert fast genau eine Stunde. Darauf nimmt die Höhe der Wassersäule rasch ab, und das Wasser sinkt in dem Rohre bis zu einer Tiefe von 16 Meter. Man muß dann 8—9 Stunden warten, bis die Erscheinung sich wiederholt. Bei jedem Ausbruch liefert die Quelle 18—20 000 Liter Mineralwasser. —

**Bücher-Einlauf.**

— E. v. Bodmann: „Jakob Schläpffe.“ Novellen. München. Albert Langen. —

— Guy de Maupassant: „Das Loch.“ Novellen. München. Albert Langen. —

— Anton Tschekoff: „Ja, die Frauenzimmer!“ Novellen. München. Albert Langen. —

— Alfons Paquet: „Schnitzmann Mentrup und Anderes.“ Novellen. Köln. Verlag der F. G. Schmitzchen Buch- und Kunsthandlung. —

— Karl von Perfall: „Der schöne Bahn“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 4 M. —

— El Reccar: „Ein belauschtes Gespräch“, Roman. Dresden und Leipzig. E. Pierion. Pr. 4 M. —

— Hans Richter: „In Fesseln erster Liebe“. Roman. Dresden und Leipzig. E. Pierion. Pr. 3 M. —

— „Die Berliner Range.“ Bd. 1—8 der Humoristisch-Sathrischen Bibliothek. Berlin. Rich. Vong. Preis des Bandes 1 M. —

— Leo Tolstoj: „Der Sinn des Lebens.“ Autorisierte Hebersezung von Vladimir Czuminow. München. Albert Langen. —

— Eugen Segniß: „Richard Wagner und Leipzig.“ Leipzig. Hermann Seemann Nachfg. —